

Selbstkenntnis ohne Metarepräsentationalität

ANDREAS KEMMERLING

Unter Selbstkenntnis möchte ich hier das Wissen verstehen, das ein gewöhnlicher Mensch von seiner eigenen momentanen geistigen Befindlichkeit hat.¹ Man mag den Umfang von derlei Wissen für groß halten oder für klein; man mag das, was an diesem Wissen besonders ist, für aufregend halten oder für trivial; aber man mag wohl kaum bestreiten, daß es solcherlei Wissen gibt. Vorausgesetzt, daß „Wissen“ oder „Kenntnis“ dabei das treffende Wort ist. Ich selbst teile diese Voraussetzung nicht. Aber darauf kommt es hier nicht an, und deshalb passe ich mich im folgenden klaglos dem in der Philosophie herrschenden Sprachgebrauch an.²

Zur Selbstkenntnis gehört es normalerweise, daß man weiß, was man im gegenwärtigen Moment glaubt und was nicht. Auf diesen besonderen Aspekt – auf die Kenntnis der eigenen Überzeugungen – möchte ich mich hier konzentrieren. Vielleicht gilt nicht für alle Überzeugungen, die ein Mensch zu einem Zeitpunkt hat, daß er weiß, daß er sie hat. Zumindest aber im Hinblick auf so simple Sachverhalte wie den, daß es regnet, oder den, daß London schön ist, gilt (wie immer: *ceteris paribus*): Wenn jemand so etwas glaubt, dann weiß er auch unmittelbar (d.h. ohne weitere Beobachtung oder Überlegung), daß er das glaubt; und wenn er glaubt, daß er so etwas glaubt, dann glaubt er es auch. Eigene simple Überzeugungen kennt man gewöhnlich, und hinsichtlich einer Überzeugung des Inhalts, daß man die simple Überzeugung so-und-so hat, ist man gewöhnlich unfehlbar.

Es dürfte schwierig sein, genau zu sagen, was eine simple Überzeugung ist, und ich will hier gar nicht versuchen, dies zu tun. Stattdessen setze ich einfach voraus, daß die Überzeugung, daß es regnet – d.h. zur Zeit regnet –, für gewöhnliche Menschen eine simple Überzeugung ist. Es dürfte nicht minder schwierig sein, genau zu sagen, was (zumal philosophisch gesehen) ein gewöhnlicher Mensch ist; auch diesen Begriff möchte ich voraussetzen, ohne damit den Anspruch zu erheben, ihn klären zu können. Ich mache also reichlich begriffliche Voraussetzungen, um mich schnurstracks auf Beispiele zu beschränken, die keine zusätzlichen, ihnen im beson-

¹ Dies ist, von kleinen Änderungen und den Fußnoten abgesehen, der Text des Konferenzvortrags.

² Wittgenstein hat berühmtermaßen bestritten, daß man in diesem Zusammenhang von Wissen sprechen kann. Es ist anscheinend weniger bekannt, daß schon Descartes in diesem Zusammenhang das Wort „Wissen“ vermeidet; so weit ich sehe, finden sich bei ihm keine Wendungen der Art „*scio me cogitare*“. Dies ist, so glaube ich, kein Zufall. Auch für Descartes war die unbezweifelbare Gewißheit, die wir vom eigenen gewärtigen Denken haben, kein Wissen (keine „*scientia*“). – Natürlich ist unbestreitbar, daß wir Wissen über uns selbst haben. Bestreitbar ist hingegen, daß das, was heutzutage in der Philosophie unter der Rubrik „Selbstkenntnis“ durchgekaut wird, etwas ist, worauf das gute Wort „wissen“ paßt.

deren innewohnenden Schwierigkeiten mit sich bringen – auf unziselierte Beispiele, die jeder akzeptieren möchte, der daran glaubt, daß gewöhnliche Menschen gewöhnlich Kenntnis von einigen ihrer simplen Überzeugungen haben.

Selbstkenntnis der Art, von der ich hier spreche, nennt man gewöhnlich einen Geisteszustand, aber sie ist natürlich nicht unbedingt ein Bewußtseinszustand. Wer zum Zeitpunkt t weiß, daß er glaubt, daß p , der muß zu t keinen bewußten Gedanken haben, der beinhaltet, daß p . Ich merke dies deswegen an, weil das Thema Selbstkenntnis in der angelsächsischen Debatte gelegentlich unter dem Stichwort „*consciousness*“ erörtert wird. Doch mir geht es im folgenden um Selbstkenntnis insgesamt, nicht nur um solche, die dem Subjekt gegenwärtig bewußt ist.

Nehmen wir für unsere nachfolgenden Überlegungen ein einfaches Beispiel. Da sei Harvey, ein gewöhnlicher Mensch, der zu dem Zeitpunkt, zu dem wir ihn betrachten, glaubt, daß es regnet. Und außerdem weiß er auch, daß er dies glaubt. Fragte man ihn jetzt, ob es regnet, dann würde er ohne weitere Überlegung eine zustimmende Antwort geben; und dasselbe gilt auch, wenn man ihn jetzt fragte, ob er glaubt, daß es regnet. Weiterhin könnte er ausschließen, daß es ihm nur so vorkommt, als glaube er, daß es regnet; es gibt keine relevante Alternative, die er nicht ausschließen könnte.³ Aber natürlich kann er – solange er nicht gefragt wird – in diesem Moment so völlig mit anderm beschäftigt sein, daß er an nichts von alledem einen („bewußten“) Gedanken verschwendet.

Repräsentationalismus und Metarepräsentationalismus

Rollen wir uns diesen simplen Fall von unten auf. Betrachten wir zunächst den Sachverhalt, daß Harvey zu t glaubt, daß es regnet. Und betrachten wir, was ein Repräsentationalist über diesen Sachverhalt sagt. Nennen wir einen *Repräsentationalisten* jeden, der behauptet, daß (1) zu diesem Zeitpunkt in Harvey eine mentale Repräsentation (eine bestimmte neuronale Konfiguration) r vorhanden ist, daß (2) Harvey in einer für das Glauben charakteristischen Beziehung zu r steht und daß (3) r den Inhalt hat, daß es regnet. Unser Repräsentationalist macht also eine empirische Behauptung darüber, was sich zu jedem Zeitpunkt in Harvey abspielt, zu dem er glaubt, daß es regnet. Nehmen wir einmal an, diese Behauptung wäre richtig.

Und betrachten wir nun den Sachverhalt, der für Harveys diesbezügliche Selbstkenntnis entscheidend ist, und zwar den Sachverhalt, daß Harvey zu t glaubt, daß er glaubt, daß es regnet. (Ich setze hier einmal voraus, daß Wissen Glauben impliziert. Das tue ich nicht aus festester Überzeugung, sondern nur um den schwierigen Begriff des Wissens loszuwerden, dessen begriffliche Eigenverwicklungen für die nachfolgenden Überlegungen keine Rolle spielen. Es geht mir im folgenden nicht darum, ob jemand wirklich *weiß*, daß er glaubt, daß es regnet. Es geht mir darum, in welcher Beziehung jemandes simple Überzeugung, daß es regnet, zu seiner – *ceteris paribus* – selbstkenntniskonstitutiven Überzeugung steht, daß er *glaubt*, daß es regnet.)

³ Es gibt eben überhaupt keine relevante Alternative.

Mancher Repräsentationalist wird behaupten, daß für einen beliebigen Zeitpunkt t , zu dem Harvey glaubt, daß er glaubt, daß es regnet, folgendes gilt: (1*) in Harvey ist eine weitere mentale Repräsentation r^* vorhanden, (2*) Harvey steht (zu t) in einer für das Glauben charakteristischen Beziehung zu r^* , und (3*) es gehört zum Inhalt von r^* , daß es in Harvey eine Repräsentation gibt, die beinhaltet, daß es regnet.

Nennen wir jemanden, der Harveys Überzeugung über sein Daran-daß-es-regnet-Glauben in dieser Weise konstruiert, einen *Metarepräsentationalisten*. Der Metarepräsentationalist verdient seinen Namen, weil er mentale Metarepräsentationen postuliert.⁴ Eine *Metarepräsentation* ist eine Repräsentation, die dank ihres Inhalts von (der Existenz) einer anderen Repräsentation als einer Repräsentation handelt.⁵

Den Metarepräsentationalismus gibt es in verschiedenen Ausführungen. Es gibt verschiedene Spekulationen darüber, wie das geistige Vermögen beschaffen ist, das diese Metarepräsentationen hervorbringt: Ist es, in Anlehnung an John Locke, eine Art „innerer Sinn“, der auf Geisteszustände niedrigerer Stufe gerichtet ist?⁶ Oder ist es, wie Dretske vorschlägt,⁷ ein Vermögen, extern gegebene Information „unter Verschiebung“ zu verarbeiten? Man beachte, daß die Inputs der jeweils postulierten geistigen Vermögen sehr unterschiedlich sind. Doch derlei interne Streitereien im metarepräsentationalistischen Lager sollen uns hier nicht kümmern. Denn wir wollen hier einfach einmal – nur der Überlegung halber – unterstellen, daß der Metarepräsentationalismus (in irgendeiner Version) richtig ist. Und das besagt für unsere Zwecke: Wir wollen einmal unterstellen, daß sich in Harvey zum fraglichen Zeitpunkt eine Metarepräsentation r^* befindet, die unter anderm beinhaltet, daß es eine Daß-es-regnet-Repräsentation in ihm gibt.

⁴ Hinweis zur Terminologie: Ich werde dadurch ein wenig Platz sparen, daß ich von nun an zumeist einfach von Repräsentationen und Metarepräsentationen spreche, das Adjektiv „mental“ also einfach weglasse.

⁵ Diese Charakterisierung soll zweierlei Weisen des Metarepräsentierens erfassen: (i) eine *bezugnehmende* Metarepräsentation bezieht sich auf eine bestimmte Repräsentation r (es können natürlich auch mehrere sein) und beinhaltet etwas über r als Repräsentation; (ii) eine *prädikative* Metarepräsentation bezieht sich auf keine bestimmte Repräsentation, beinhaltet jedoch etwas über das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein von Repräsentationen als Repräsentationen. Ein Beispiel: Die Metarepräsentation „Auf diesem Bild ist Harvey gut getroffen“ ist eine vom Typ (i); es wird in ihr auf ein bestimmtes Bild als eine Harvey-Darstellung bezug genommen. Hingegen ist „Nicht auf allen Bildern, auf denen Harvey zu sehen ist, ist er gut getroffen“ eine Metarepräsentation vom Typ (ii); es wird darin auf keine bestimmte Repräsentation bezug genommen, wohl aber handelt diese Metarepräsentation vom Vorhandensein gewisser Repräsentationen und ihren repräsentationalen Eigenschaften.

⁶ Diese Auffassung vertreten in neueren und sehr unterschiedlichen Versionen z.B. D. M. Armstrong (*The Nature of Mind and Other Essays*, Ithaca 1980, S. 61), Jay Rosenberg (*The Thinking Self*, Philadelphia 1986, insb. 210ff.) und W. G. Lycan (*Consciousness*, Cambridge, Mass. 1987, S. 72 und *Consciousness and Experience*, Cambridge, Mass. 1996, Kap. 2 und insb. S. 100f.).

⁷ Dretske behandelt allerdings nicht den Fall des Wissens, das man über seine eigenen Überzeugungen besitzt, sondern den des Wissens, das man über seine eigenen momentanen Sinneswahrnehmungen besitzt. Siehe dazu F. Dretske, *Naturalizing the Mind*, Cambridge, Mass. 1995, Kap. 2.

Folgt aus dieser Unterstellung, daß Selbstkenntnis von der Art, wie wir sie hier an Harvey betrachten, metarepräsentational ist? Fragen wir uns zunächst: Was soll es heißen, daß derlei Selbstkenntnis metarepräsentational ist? Neurologisch gesehen, könnte man Selbstkenntnis gut und gerne metarepräsentational nennen. Das war ja gerade die Unterstellung, die wir zum Zwecke unserer Überlegung akzeptiert haben. Nach Voraussetzung des Metarepräsentationalisten gibt es ja eine neuronale Konfiguration r^* in Harvey, die dank ihres Inhalts davon handelt, daß es in Harvey eine andere Repräsentation gibt, die sich darauf bezieht, daß es regnet. Diese vom Metarepräsentationalisten postulierte neuronale Konfiguration ist metarepräsentational; sie handelt davon, daß es eine inhaltlich bestimmte andere Repräsentation gibt.

Das ist die empirische Vermutung des Metarepräsentationalisten, der wir uns hier einfach einmal, der Überlegung zuliebe, angeschlossen haben. Doch es ist eben nicht mehr als dies: eine empirische Vermutung. Lassen wir die Frage beiseite, welche verfügbaren empirischen Anhaltspunkte wohl für sie sprechen möchten. (Ich kenne keinen einzigen, und es ist bei genauerem Betrachten schwer zu sehen, was es überhaupt nur heißen könnte, daß eine Neurostruktur sich auf Repräsentationen qua Repräsentationen bezieht.⁸) Wenden wir uns lieber der Frage zu, ob Selbstkenntnis begrifflich gesehen – sozusagen: von sich aus – metarepräsentational ist.

Dann fragt sich: Empirische Spekulationen beiseite, ist eine Überzeugung wie die von Harvey, wenn er glaubt, daß er glaubt, daß es regnet, ihrem Begriffe nach metarepräsentational? Was heißt es, daß etwas seinem Begriffe nach metarepräsentational ist? Im Einklang mit der obigen Erläuterung für „Metarepräsentation“ schlage ich vor, x genau dann (*begrifflich gesehen*) *metarepräsentational* zu nennen, wenn es zum Begriff von x gehört, von etwas⁹ als einer Repräsentation zu handeln.¹⁰ – Unsere Frage, ob Harveys Überzeugung ihrem Begriffe nach metarepräsentational ist, ist mithin so zu verstehen: Gehört es zum Begriff von Harveys Überzeugung (mit dem Inhalt: daß er glaubt, daß es regnet), daß sie von etwas als einer Repräsentation handelt?

Sind selbstkenntniskonstitutive Überzeugungen metarepräsentational?

Überlegen wir. Ob eine Überzeugung in dem uns interessierenden Sinn metarepräsentational ist, hängt einzig und allein von ihrem Inhalt ab. Und eine erste Frage ist: Gibt es überhaupt metarepräsentationale Überzeugungen? Die Antwort ist: Ja, offenkundig. Denn Überzeugungen wie die folgenden sind metarepräsentational:

⁸ Siehe dazu meine Arbeit „How Self-Knowledge Can't be Naturalized. Some Remarks On a Proposal By Dretske“, *Philosophical Studies* (im Erscheinen).

⁹ Wer, wie ich, die Selbstbezüglichkeit einer Repräsentation nicht für metarepräsentational hält, möge dieses „etwas“ hier stillschweigend ergänzen zu einem: „etwas anderem als x “. Weil es im folgenden auf diesen wichtigen Unterschied nicht ankommt, belasse ich es beim „etwas“.

¹⁰ Deutlicher gesagt: x ist genau dann (*begrifflich gesehen*) *metarepräsentational*, wenn keine Umstände denkbar sind, in denen etwas x ist, aber dennoch nicht von etwas (anderem) als einer Repräsentation handelt.

- die Überzeugung, daß Harvey auf diesem Porträt gut getroffen ist,
- die Überzeugung, daß „bugger all“ ein englischer Ausdruck ist;
- die Überzeugung, daß es höchstens 6.421.802 Sätze des Walisischen gibt, die mehr Lesarten als Silben haben.

Alle diese Überzeugungen handeln von Repräsentationen (nämlich Porträts, Sätzen und Ausdrücken) als ebensolchen. Entscheidend ist dabei, daß zum Inhalt der eben genannten metarepräsentationalen Überzeugungen jeweils ein Begriff gehört, der von einer Repräsentation als Repräsentation handelt („dieses Porträt“) bzw. eine Klasse von Repräsentationen als eine ebensolche Klasse thematisiert („Satz des Walisischen“).

Es gibt also metarepräsentationale Überzeugungen; dies ist unbestreitbar. Was ich allerdings bestreiten möchte, ist dies: daß selbstkenntniskonstitutive Überzeugungen metarepräsentational sind. Die Überzeugung, die einer hat, wenn er glaubt, daß er glaubt, daß p, ist nicht metarepräsentational.

Ob eine Überzeugung metarepräsentational ist, das hängt, wie gesagt, von ihrem Inhalt ab. Bleiben wir bei unserm Beispiel. Wie steht es um den Inhalt von Harveys Überzeugung, daß er glaubt, daß es regnet? Sind darin Repräsentationen als Repräsentationen thematisiert?

Fragen wir uns: Über welche Begriffe muß jemand verfügen, der diese Überzeugung hat? Wer diese Überzeugung hat, glaubt folgendes: *daß er glaubt, daß es regnet*. Er braucht, um diese Überzeugung zu haben, einen Ich-Begriff seiner selbst, und er braucht einen Begriff des Glaubens, daß es regnet. Dem ersten Anschein nach muß kein solcher Begriff von Repräsentationen als Repräsentationen handeln. Sicherlich nicht der Begriff, den ein Subjekt von sich selbst (als er/sie/es selbst) hat. Und wie steht es um den Begriff des Glaubens, daß es regnet? Muß er vielleicht von einer Repräsentation als einer Repräsentation handeln?

An dieser Stelle neigt der Repräsentationalist vielleicht einer bejahenden Antwort zu. Denn Glaubenszustände sind ja, seiner Auffassung zufolge, Repräsentationen (oder genauer: Zustände, die Repräsentationen involvieren), und jeder Begriff des Glaubens, daß es regnet, ist – so könnte er nun geneigt sein zu rasonieren – demnach, erstens, ein Begriff, der von einer Repräsentation handelt, und zweitens gilt seines Erachtens: Da jeder solche Begriff den Inhalt der Repräsentation, von der er handelt, mit umfaßt,¹¹ handelt der Begriff des Glaubens, daß es regnet, von einer Repräsentation als Repräsentation. Folglich wäre Harveys Überzeugung, daß er glaubt, daß es regnet, eine metarepräsentationale Überzeugung.¹²

¹¹ Diesem Argumentationsschritt liegt folgende plausible Annahme zugrunde: Der Begriff des Glaubens-daß-es-regnet umfaßt den Inhalt der Repräsentation „Es regnet“. – Doch man beachte, daß der Inhalt einer Repräsentation vorliegen kann, ohne daß eine entsprechende Repräsentation vorliegt. (Es kann ja um zwölf Uhr auf Harveys Mütze regnen, auch wenn keine Repräsentation vorliegt, die dies zum Inhalt hat.) Also folgt aus der genannten plausiblen Annahme nicht, daß der Begriff des Glaubens-daß-es-regnet das Vorliegen einer Repräsentation umfaßt.

¹² Man könnte dieselbe konkrete neuronale Konfiguration, die angeblich Harveys Überzeugung ist, daß er glaubt, daß es regnet, auch anders eindeutig beschreiben, und zwar so, daß dabei der Inhalt dieser Konfiguration – ja sogar der Umstand, daß sie überhaupt einen Inhalt hat – gar nicht thematisiert oder vorausgesetzt wird. Wenn Harvey die Überzeugung hätte, daß in seinem Hirn eine neuronale Konfiguration des physiologischen Typs so-und-

Diese Überlegung ist falsch, so denke ich. Selbst wenn der Repräsentationalismus wahr wäre, Überzeugungen mithin – in einem gewissen Sinne – mentale Repräsentationen wären, selbst dann wäre der Begriff des Glaubens, daß es regnet, kein Begriff von einer Repräsentation als Repräsentation.

Das Argument mit dem fehlenden begrifflichen Zusammenhang

Beachten wir zunächst einmal dies: Daraus, daß Harvey die Überzeugung hat, daß es regnet (oder die, daß er glaubt, daß es regnet), *folgt* nicht, daß er mentale Repräsentationen hat (oder glaubt, welche zu haben). Niemand würde sich einer begrifflichen Inkohärenz schuldig machen, der sagte:

Harvey glaubt, daß es regnet.

und der dennoch zu folgendem Satz nur die Achseln zuckte:

Harvey hat in sich eine mentale Repräsentation des Inhalts, daß es regnet.

Allgemeiner gefaßt: Aus

(1) S glaubt, daß p

folgt nicht:

(2) Es gibt in S eine mentale Repräsentation (d.h. eine konkrete neuronale Konfiguration), die zum Inhalt hat, daß es regnet.

Und ebensowenig folgt aus

(3) S glaubt, daß er glaubt, daß p

eine Feststellung der Art

(4) S glaubt, daß es in ihm eine Repräsentation gibt, die zum Inhalt hat, daß p.

Als erstes ist festzuhalten, daß (2) nicht aus (1) folgt und (4) nicht aus (3). Als zweites ist zu beachten: Selbst wenn der Repräsentationalismus wahr wäre – so daß (1) de facto nur dann wahr wäre, wenn auch (2) es ist –, und wir die Wahrheit des Repräsentationalismus als weitere Prämisse hinzunehmen, daß selbst dann natürlich immer noch nicht (4) aus (3) folgte.

Als drittes sei angemerkt, daß (4) selbst dann nicht aus (3) folgte, wenn der Metarepräsentationalismus wahr wäre. Wäre der Metarepräsentationalismus wahr, dann wären Sätze des Schemas (3) und (5) immer faktisch wahrheitswertgleich.

(5) Es gibt in S eine mentale Repräsentation r^* , zu der S in der Beziehung B steht und die zum Inhalt hat, daß es in S eine mentale Repräsentation gibt, zu der S in B steht und die den Inhalt hat, daß p.

Dennoch – und selbst wenn die „supermetarepräsentationalistische“ Annahme hinzugenommen würde, das Bikonditional aus (3) und (5) sei mit naturgesetzlicher

so exemplifiziert ist, dann wäre diese Überzeugung nicht metarepräsentational, obgleich sie – in gewissem Sinn – ebenfalls davon handeln würde, daß er glaubt, daß es regnet.

Notwendigkeit wahr –, es bleibt dabei: (4) folgt nicht aus (3). Es wäre selbst unter diesen dem Metarepräsentationalismus äußerst entgegenkommenden Voraussetzungen immer noch begrifflich kohärent, (4) selbst dann zu bestreiten, wenn man (3) akzeptiert. Denn es fehlt schlicht und ergreifend der entsprechende begriffliche Zusammenhang zwischen „x glaubt, daß er glaubt, daß p“ und „x glaubt, daß es in ihm eine Repräsentation mit dem Inhalt, daß p, gibt“.

Die Überzeugung, die einer hat, der glaubt, daß er glaubt, daß es regnet, ist folglich nicht metarepräsentational. Sie verlangt keinen Begriff, der von einer Repräsentation als einer Repräsentation handelt. Der Repräsentationalismus ist, selbst wenn er wahr wäre, kein Beitrag zur Begriffslehre. Auch ein Nicht-Repräsentationalist – also jemand, der zwar Sätze vom Typ (1) für wahr hält, aber nicht ihre Entsprechungen vom Typ (2), obwohl er sie versteht – kann wahrhaft glauben, daß es regnet, und sogar wissen, daß er dies glaubt. Und Nicht-Repräsentationalisten gibt es in Hülle und Fülle. Ich denke nicht an die erklärten Anti-Repräsentationalisten, die Sätze vom Typ (2) für *falsch* halten, auch wenn sie solche vom Typ (1) für wahr halten. Ich denke auch nicht an die unentschiedenen Grübler, die noch nicht wissen, was sie vom Repräsentationalismus halten sollen. Davon gibt es, leider, nicht allzu viele. Der Nicht-Repräsentationalist, den es in Hülle und Fülle gibt, ist einer, dem sich solche Fragen gar nicht stellen und der schlicht die Achseln zucken würde, wenn sie ihm gestellt würden – kurz: es ist der gewöhnliche Sprecher einer natürlichen Sprache.¹³

Das Argument mit der Unmittelbarkeit und Unfehlbarkeit von Selbstkenntnis

Es gibt eine andere Überlegung, die darauf hinweist, daß die Kenntnis der eigenen Überzeugungen nicht metarepräsentational ist. Diese Überlegung hat damit zu tun, daß derartige Selbstkenntnis „unmittelbar“ und „unfehlbar“ ist. Unsere Selbstkenntnis ist unmittelbar, weil ein Subjekt, das glaubt, daß es regnet, nicht überlegen oder abwägen muß, um zu wissen, daß es glaubt, daß es regnet. Selbstkenntnis ist etwas anderes als das Bilden einer neuen Überzeugung zweiter Stufe, wie dies in folgendem Fall geschieht: Mein Freund liest die Zeitung und fragt mich: „Kemmerling, was glaubst du: Wieviele Vögel fliegen im Jahr gegen den Sears Tower?“; ich beginne zu überlegen, wieviele Vögel es wohl sein mögen, und antworte brav: „Ich glaube, das sind nicht mehr als 10000“. Die Überzeugungen, die ich bekunde, habe ich gebildet, *nachdem* mir die Frage gestellt wurde. Meine Antwort mag zwar (aus andern Gründen) unfehlbar sein, aber sie beruht nicht auf Selbstkenntnis. Zehn Minuten später fragt mich jemand anders, der denselben Zeitungsartikel liest:

¹³ Und zwar auch gerade derjenige gewöhnliche Sprecher, der über einen Begriff der mentalen Repräsentation verfügt. Daß man die Überzeugung haben kann, daß man glaubt, daß es regnet, obwohl man den Ausdruck „mentale Repräsentation“ gar nicht kennt, das ist banal, und darauf kommt es hier nicht an. Wichtig ist, daß *jemand, der beide Satztypen (1) und (2) versteht*, dennoch einem Satz vom Typ (1) zustimmen und dem entsprechenden Satz vom Typ (2) die Zustimmung verweigern kann, ohne damit eine begriffliche Inkohärenz zu begehen. (Eine Nachfrage von Wolfgang Kühne in der Diskussion hat mich veranlaßt, diesen Punkt deutlicher hervorzuheben.)

„Kemmerling, was glaubst du: Wieviele Vögel fliegen im Jahr gegen den Sears Tower?“. Dieselbe Frage, dieselbe Antwort. Doch diesmal beruht meine Antwort auf Selbstkenntnis. Ich überlege mir nicht, wieviele Vögel wohl gegen jenen Wolkenkratzer fliegen, und ich überlege mir auch nicht, was für mentale Repräsentationen ich habe. Ich weiß ohne weiteres, daß ich glaube, daß nicht mehr als 10000 Vögel pro Jahr gegen den Sears Tower fliegen. Und mein Wissen ist diesmal unfehlbar: Es gibt nichts, was als eine von mir dabei mißachtete relevante Alternative gelten könnte. Selbst wenn ich meine zweite Äußerung anschließend korrigiere, ändert das nichts daran, daß ich damals, als ich sie machte, wußte, was ich glaubte. Denn entweder korrigiere ich dann einen Versprecher – ich besaß Selbstkenntnis, habe sie nur falsch in Worte gefaßt –; oder ich bilde nachträglich (d.h. nach der Äußerung) neue Überzeugungen über die Anzahl der bedauernswerten Vögel. Beides tangiert nicht den Sachverhalt, daß ich zum Zeitpunkt meiner zweiten Äußerung wußte, was ich damals glaubte. Eine weitere Möglichkeit der Korrektur solcher Äußerungen ist, so weit ich sehe, begrifflich nicht vorgesehen. Insofern sind derartige Überzeugungen über die eigenen Überzeugungen, begrifflich gesehen, unfehlbar. Im Rahmen der gewöhnlichen Verwendung unserer einschlägigen Begriffe ist kein Verfahren vorgesehen, um derartige Selbstkenntnis selbst in Zweifel zu ziehen.

Selbstkenntnis als begriffliches Problem

Den Philosophen interessiert am Thema Selbstkenntnis vornehmlich die Frage, ob es kontingente Sachverhalte in der Welt gibt, über die gewöhnliche Menschen unmittelbares, unfehlbares Wissen a priori besitzen. Diese Frage ist bezogen auf Begriffe, die von Prädikaten ausgedrückt werden wie:

- „– glaubt, daß er selbst jetzt glaubt, daß es regnet“;
- „– glaubt, daß sie selbst jetzt dieses Ding da als blau sieht“;
- „– glaubt, daß es selbst jetzt Schmerzen hat“.

Wenn solch ein Prädikat auf jemanden zutrifft, dann hat er, ceteris paribus, eine selbstkenntniskonstitutive Überzeugung. Eine philosophisch interessante Frage ist nun: Was ist an diesen Begriffen so besonders, im Gegensatz zu verwandten Begriffen wie etwa dem von der Überzeugung, daß jemand anders jetzt glaubt, daß es regnet, oder dem von der Überzeugung, daß es regnet?

Zu den gesuchten begrifflichen Besonderheiten gehören sowohl die Unmittelbarkeit als auch die Unfehlbarkeit von Überzeugungen, die mit Hilfe derartiger Begriffe zugeschrieben werden. Der Metarepräsentationalismus tut sich mit beiden dieser begrifflichen Merkmale der Selbstkenntnis schwer. Wenn die Kenntnis der eigenen Überzeugung, daß es regnet, darin bestünde, daß man weiß, daß es in einem selbst eine Repräsentation gibt, die den Inhalt hat, daß es regnet, und zu der man in einer besonderen (nämlich: glaubenskonstitutiven) Beziehung steht, dann entstünden wenigstens die beiden folgenden Schwierigkeiten:

Erstens, wie sollte jemand eigentlich unmittelbares Wissen über die Existenz einer mentalen Repräsentation mit den passenden psychomodalen und semantischen Eigenschaften haben können? (Müßte man nicht, wie manche Repräsentationalisten das ja auch tun, annehmen, daß durch eine Frage wie „Was glaubst du:

Wieviele Vögel fliegen im Jahr gegen den Sears Tower?“ ein Prozeß des Durchmusterns der eigenen mentalen Repräsentationen ausgelöst wird, der sich unter Umständen – z.B. wenn keine entsprechende Überzeugung vorhanden ist – langwierig gestalten könnte und der bestenfalls das Prädikat „schnell“, aber nicht das Prädikat „unmittelbar“ rechtfertigt? Müßte der Metarepräsentationalist also nicht entweder die Unmittelbarkeit der Selbstkenntnis zu falschem Schein erklären oder ein besonderes Verfahren des „unmittelbaren“ Aufspürens von mentalen Repräsentationen postulieren?)

Diese erste Schwierigkeit mag man für bewältigbar halten. Aber wie könnte der Metarepräsentationalist, zweitens, anerkennen, daß Selbstkenntnis unfehlbar ist? Man kann sich doch wohl jederzeit über die psychomodalen und semantischen Eigenschaften einer Neurostruktur irren, selbst wenn es eine eigene ist. Der springende Punkt dabei ist, daß wir im Hinblick auf eine Feststellung vom Typ der folgenden eben nicht aus begrifflichen Gründen unfehlbar sind:

Ich habe in mir eine mentale Repräsentation mit der semantischen Eigenschaft so-und-so, zu der ich im psychischen Modus so-und-so stehe.

Feststellungen dieses Musters sind korrigierbar. Wenn wir über den Inhalt einer unserer mentalen Repräsentationen urteilen, müssen wir uns irren können. Die Möglichkeit der Korrektur ist begrifflich vorgesehen. (Selbstbezüglichkeit mag eine Ausnahme bilden, die in unserm Zusammenhang allerdings nicht interessiert; denn in der metarepräsentationalistischen These ist ja verlangt, daß der Inhalt der niedrigerstufigen Repräsentation vermittels einer andern, höherstufigen Repräsentation thematisiert wird.) Metarepräsentation involviert semantische Distanz; semantische Distanz läßt Spielraum für Fehler; wo Spielraum für Fehler bleibt, ist Korrektur nicht begrifflich ausgeschlossen.

Kurz, ein selbstkenntniskonstitutiver Begriff wie

Glauben, daß man selbst jetzt glaubt, daß p

unterscheidet sich sehr deutlich von einem Begriff wie

Glauben, jetzt eine mentale Repräsentation mit dem Inhalt, daß p, in sich zu haben und zu ihr in einer Beziehung der Art so-und-so zu stehen.

Wenn der erste Begriff auf jemanden zutrifft (wenn jemand also z.B. glaubt, daß er glaubt, daß es regnet), dann ist dabei eine Unmittelbarkeit und Unfehlbarkeit im Spiel, für die im Rahmen des metarepräsentationalen Ansatzes kein Platz ist.

Schluß

Ich habe Ihnen damit zwei Überlegungen vorgestellt – oder besser gesagt: angedeutet –, aus denen sich jeweils ergibt, daß Selbstkenntnis, wie wir sie hier betrachtet haben, (begrifflich gesehen) nicht metarepräsentational ist. Die Selbstkenntnis, um die es ging, ist die Kenntnis eigener momentaner Überzeugungen. Die erste Überlegung ergab, daß jemandem, der solcherlei Selbstkenntnis besitzt, eine passende metarepräsentationale Überzeugung fehlen mag. Meine zweite Überlegung setzte bei einer doppelten begrifflichen Besonderheit solcher Selbstkenntnis an: ihrer Unmit-

telbarkeit und Unfehlbarkeit. Metarepräsentationalem Wissen hingegen gehen diese begriffliche Besonderheiten ab, selbst wenn solcherlei Wissen von eigenen, gegenwärtig vorhandenen mentalen Repräsentationen handelt.

Also: Selbstkenntnis ist (ihrem Begriffe nach) nicht metarepräsentational. Denn man kann, erstens, Selbstkenntnis besitzen, ohne eine entsprechende metarepräsentationale Überzeugung zu haben; und zweitens hat Selbstkenntnis begriffliche Eigenschaften, die dem metarepräsentationalen Wissen fremd sind.

Was ich vorgestellt habe, ist gewiß nicht zwingend. Doch man fragt sich: Wie kommt es denn eigentlich, daß in der neueren analytischen Diskussion zum Thema Selbstkenntnis metarepräsentationalistische Ansätze überhaupt ernstgenommen werden? Darauf weiß ich keine Antwort, die selbst wiederum deutlich kürzer ausfallen würde als 30 Minuten. Lassen wir das also.

Selbstkenntnis als philosophisches Problem (nicht als psychologisches, nicht als neurobiologisches und nicht als Lebensproblem) hat es mit Fragen nach begrifflichen Verhältnissen zu tun. Eine solche Frage ist die nach dem begrifflichen Verhältnis zwischen der *Überzeugung*, daß man selbst jetzt glaubt, daß es regnet, und dem *Wissen* darum, daß man selbst jetzt glaubt, daß es regnet. Implizieren diese Überzeugung und dies Wissen einander wechselseitig; sind sie vielleicht sogar identisch; oder sind sie womöglich nur philosophische Artefakte, für die es keine unumstrittene, geregelte Verwendung gibt? Zu all diesen Fragen habe ich heute nichts gesagt.

Mir ging es ausschließlich darum, darauf hinzuweisen, daß *eine* bestimmte Herangehensweise an diese philosophischen Fragen grundsätzlich verfehlt ist. Wer unterstellt, der Begriff einer höherstufigen Überzeugung sei der Begriff einer metarepräsentationalen Überzeugung, der macht eine falsche begriffliche Voraussetzung und trägt zu den philosophischen Fragen, die Selbstkenntnis betreffen, nichts bei.

Es ist noch Zeit für einen Witz. Ein Städter hat sich beim Herumfahren mit seinem schicken neuen Auto auf dem Lande heillos verirrt. Er ist auf verlassene Sträßchen geraten, fährt orientierungslos herum, und nun endlich sieht er einen Bauern bei der Arbeit im Feld. Er fährt heran, läßt das Seitenfenster herunter und ruft: „Wie komme ich von hier wieder in die Stadt?“. Der Bauer überlegt. Schließlich knurrt er: „Wenn ich in die Stadt wollte, dann ginge ich nicht von *hier* los“. – Etwas Entsprechendes wollte ich mit meinem Vortrag dem Repräsentationalisten sagen.